

Zeitschrift: Wissen und Leben
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 27 (1925)
Heft: 5

Artikel: Marianne
Autor: Hess, Emil
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-748651>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

sie ist, in nur noch reinerer Form. Aber weil sie eine ganze Oktave höher klingt — !

Wer wagte es also, das weitere Leben dieser Biographie vorauszusehen? Am *Leben* ist nie zu zweifeln, aber die Art des Lebenswandels doch kaum vorher zu erkennen außer in den zunächst zu vertiefenden Wesenspunkten. Da wird der Geisteswissenschaftler bald durch und durch einsehen, wie mittelpunktlich zum Beispiel Symbolsucht und Krankheit und die damit verbundenen Entzagungsstufen im großen Menschen wirken können und dann als Werkkatalysatoren sich auswirken. Symbolsucht vor allem als Exponent üppiger metaphysischer Heimwehstimmungen, Krankheit als manchmal wichtigste Umbiegung des inneren Bios; ich erinnere an Platon, Pascal und Kleist, an Beethoven und Nietzsche. — Die zweite Weitung wird jene sein, die es unternimmt, Methodos und Ausdruckswillen der modernen Biographie auch auf Geister zweiten Ranges anzuwenden, ein Unternehmen übrigens, das K. Vossler mit seinem *Leopardi* schon glücklich eingeleitet hat und das der Geistesgeschichte sicher bedeutsame Neuerkenntnisse bringen wird. — Vollendet aber ist die moderne Biographie erst dann, wenn sie in ihrem Geiste auch die Nachwelt ihres Helden dargestellt hat, das heißt die wirklich lebendige Emanation, das was Menschen und Völker und Kulturen wesentlich befruchtet und prägt. Diese Aufgabe ist deshalb so ungeheuer schwer, weil die Tatsachen des Genannt-, Gelesen- und Gesehenwerdens, der Plünderung und der Nachahmung durchaus noch nicht die Gradmesser der Lebendigkeit sind, weil vor allem auch die großen, den Trägern selbst *nicht*bewussten Auswirkungskräfte zu entdecken sind. Das Mittelalter z. B. kannte den Namen Platon herzlich schlecht, schwur auf Aristoteles und war in seiner ganzen Struktur bis auf den letzten Hörigen Platonisch-Augustinisch. Schon aus diesen wenigen Andeutungen wird klar, dass diese Blickart mit den naiven Nachlebensdarstellungen früherer Zeiten natürlich nichts gemein haben kann. *Ein Versuch* ist da: Gundolfs *Caesar*. Die Fülle der Weisheit und Anregung, die er in vorherbezogener Kulturhaltung bietet, wird dem wissenschaftlichen Menschen bei der Lösung des Nachweltpfroblems vieles erleichtern.

WALTER WILLI

¤ ¤ ¤

MARIANNE

Im Mai sollte sie ein Kind bekommen. Sie ganz allein sollte es haben, mit keinem Vater sich in den Besitz teilen müssen, aber auch kein Vater würde mit ihr die Sorgen und Freuden des Besitzes teilen. Wie sie sich freute, wenn sie daran dachte, dass es einmal da wäre. Aber vor dem Kommen hatte sie schwere Angst. Nicht um den Schmerz der Mutterschaft, nein, das wusste sie: den musste jede Mutter erdulden, um nachher auch mütterlich lieben zu können. Aber sie war arm, und das abgelegene Dorf war grausam hart in seinen Gesetzen. Eines traf sie. Die Hebamme durfte erst einem Kind ins Leben helfen, wenn sie wusste, wer der Vater sei. Und das konnte sie doch nicht sagen. Was hätte es ihr auch genützt? Er war ja schon verheiratet, hatte sogar mehrere Kinder, und seine

Frau war jung und gesund. Was hätte es ihr genützt? Vielleicht hätte man ihr das Kind weggenommen, und sie freute sich doch so darauf. Und der Vater! Heute stand er da geachtet und gefürchtet und vielleicht nur von ihr herzlich geliebt. Zudem hatten sie sich das Wort gegeben, zu schweigen, und er hatte ihr versprochen, für sie und das Kindchen zu sorgen. Sie wollte schweigen. Furchtbar quälte sie die Zwiespalt von Angst und Freude, aber sie ließ sich nie entmutigen. Wenn sie nur nicht so arm gewesen, dann hätte sie einen Arzt aus dem nächsten Dorfe kommen lassen — denn hier war keiner —, aber wer hätte so viel bezahlen wollen?

Von den Bergen kam täglich mehr Wasser ins Tal. Wie eine zähe gelbbraune Masse wälzte es sich im steinigen Bachbett und rollte die gerundeten Steine übereinander. Alle Quellen brachen wieder aus den Hängen hervor, von zarten Blumen, wie von Kinderaugen, bestaunt. Wie die springen konnten! Den Blumen musste das seltsam vorkommen, dass sie alle abwärts gingen. Sie wollten aufwärts, berg- und sonnewärts, aber ihr Fuß ist an die Stelle gebunden, nur den Körper können sie dehnen, können sich recken, aber in welch armseligem Verhältnis steht ihr Können zum Wollen. Die Waldbäume waren voll kleiner grüner Augen, die sich mit jedem Tage weiteten, und die wenigen Obstbäume waren in einen duftig weichen Hauch gehüllt. Die ganze Erde duftete nach Frühling, und die Sonne lachte sie freundlich an.

Glücklich das Kind, dessen erste Tage im Frühling sind. Wie kein anderes lebt es das ganze Jahr mit der Natur, fühlt die Zusammenhänge und versteht die allumfassende Einheit der Welt, wächst mit der Natur, nicht gegen sie, wie das herbstgeborene.

Nun konnte jeden Tag das Kindchen zur Welt kommen, das kein Vater auf die Arme nehmen sollte. Eine Freundin war die letzte Zeit immer bei der werdenden Mutter geblieben und unzählige Male versuchte sie, nach dem Vater zu fragen, aber umsonst.

Die Freundinnen saßen bei düsterem Licht noch spät am Abend im kleinen Stübchen, das neben der nicht viel größeren Kammer lag, und nähten aus zusammengesuchtem Stoff Kinderjäckchen. Sie plauderten wenig. Als sie aufstanden, um sich in das eine breite Bett zu legen, fühlte die Schwangere heftige Wehen, die ihren Leib bald eng zusammenschnürten, bald wieder weit auseinander rissen, bis lähmende Ohnmacht wohltuendes Vergessen brachte. Die Freundin zog sie aus und legte sie zu Bett, verließ das Haus und lief in leichtem Lauf nach dem Haus der Hebamme. Diese war eine alte wunderliche Frau, die alles sah und noch mehr hörte, die alles wusste, was im Dorfe vorging und alles benörgelte und ihren Beruf ohne Liebe ausübte.

Das Mädchen zog an der Glocke und hörte selbst, wie sie im Innern schrill gellte. Sofort flackerte ein Kerzenlicht auf, in einem Fenster erschien der Kopf der Alten, von einer Haube umrahmt, und zwischen Zahnlücken hervorgestossen, zitterten durch die laue Nacht die Worte:

„Was ist los?“

Natürlich hätte sie gar nicht fragen müssen, denn sie wusste ja, dass dieser Tage nur eine ein Kind erwartete.

„Ihr möchtet schnell zur Marianne kommen.“

„Hat sie nun gesagt, wer der Vater ist?“

„Nein, noch nicht.“

„Dann musst du auch noch gehen und den Gemeindeschreiber wecken und ihm sagen, dass er mitkommt, du weißt ja, wie das ist. Ich gehe dann anfangs.“

Das Mädchen lief dem Gemeindehaus zu, nicht ohne eisige Beklemmung ums Herz. Aber der Gemeindeschreiber war gar nicht unwirsch, wie er oft sein konnte, sondern sagte nur:

„So, hat sie's nicht gesagt. Ich komme gleich.“ Als das Mädchen in die Kammer trat, hörte es Marianne schmerzlich wimmern.

„Die Hebamme kommt gleich — — und der Gemeindeschreiber auch.“

„Was sagst du: der Gemeindeschreiber auch?“

„Ja, du weißt doch. Sag' es gleich, wenn sie kommt, dann hast du doch Ruhe.“

„Ich kann nicht! Ich kann nicht!“ schrie sie mit weinender Stimme und neue Krämpfe peinigten den Leib, der sich bäumte und zusammenzog.

Die Hebamme kam. Mit einem Blick erfasste sie das ganze Stübchen, in das sie trat. Es war noch fast ganz wie damals, als sie das letzte Mal dagewesen, bei Mariannens Geburt. Die war nicht leicht gewesen, und die Mutter war dann auch wenige Tage nachher gestorben. Allerdings die Marianne war kräftiger. Ehe sie sich ausgezogen und die weiße Schürze umgebunden hatte, kam auch der Gemeindeschreiber. Er sah nicht gut aus. Sein Gesicht war blass und die Hände zitterten.

„Wenigstens euch hätte sie diesen Gang sparen können“, meinte die Frau zu dem Hintretenden, der sich gleich an den Tisch setzte und nur etwas Unverständliches brummte.

„Ich lasse die Tür ein wenig offen, dass ihr's hören könnt, wenn sie es sagt. Die muss sich schön schämen, dass sie nicht sprechen will.“

Marianne starrte die Eintretende stier an und krampfte beide Hände um den Arm der Freundin. Die Alte gab keinen Gruß und erwartete auch keinen. Unendliche Angst flehte aus den Augen der Liegenden, aber die Lippen waren nur schmerzverzerrt und konnten nicht sprechen. Es war eine Minute trostlosester Stille.

„Ich denke, du tätest gut, dich nicht lange mehr zu sträuben. Sagen musst du's ja doch, und der Gemeindeschreiber wartet. Der hat ja sonst nichts hier zu tun.“

„Der Gemeindeschreiber! Warum ist er hier? Sagt ihm, er solle gehen. Ich kanns ja doch nicht sagen. Ich darf nicht.“

Ein Schrei aus erstickender Kehle flammt auf, kurz und heftig. Die Augen traten glotzend aus den Höhlen, das Gesicht ward unkenntlich entstellt, der Leib knäulte sich zusammen und die Hände gruben sich rücksichtslos in die vollen Brüste. Alles an der Leidenden war in zitteriger-gespannter Bewegung. Die Freundin wollte helfen, lindern, aber ihre Bewegungen waren hilflos und unütz. Die Hebamme wandte sich ab und schaute gleichgültig durchs Fenster in die Nacht. Der Gemeindeschreiber im Nebenzimmer hustete mehrmals. Die Alte trat zu ihm hinüber.

„Das dumme Mädel will immer noch nicht sprechen. Ja, wenn's ist, wie bei seiner Mutter, dann kanns noch schlimm werden. Dort musste ich auch mit-helfen und dann ist sie erst noch gestorben.“

„Solltet ihr nicht vielleicht doch ein wenig helfen?“

„Meint ihr, ich wollte meine Stellung verlieren? Ja, wenn ihr die Verant-wortung übernehmen wollt. Wollt ihr?“

„Das kann ich allerdings nicht — es ist halt doch ein Gesetz. Aber —“

Hier drang heftiges Schluchzen aus dem Nebenzimmer, aus dem heraus sich zusammenhängende Worte wandten, die bald flehten, bald wieder ablehnten. Es war ein erschreckender Anblick. Leben wollte aus einem Körper ans Licht gelangen, aber Natur hatte diesen ersten Weg verschlossen und keine Menschen-hand bot sich helfend entgegen. Je mehr das junge Leben sich zu dehnen anfing, desto mehr wurde das große Leben, das es umschloss, zurückgedrängt. Das kleine Leben verlangte nach Luft und brachte dadurch das große fast zum Er-sticken. Beide wollten das gleiche: sich trennen, um sich ganz zu gehören, und es fehlte nur eine Menschenhand, um sie zusammenzuführen, und diese Hand war da, aber sie ruhte auf breiter Hüfte und rührte sich nicht. Sollte deshalb werden-des Leben erstickt und lebendes Leben gestört werden, nur weil ein Wort nicht gesagt wurde? Und wer litt unter dem Nichtsagen? Der Staat, der das Gesetz gegeben? Nein, auf die Mutter würde man mit Fingern weisen. Sie würde kämpfen und sorgen müssen, leiden und entsagen, ganz allein mit dem Kinde. Aber sie würde dem Kinde sagen können: für dich habe ich alles getan. Hätte ich nicht geschwiegen, dann könnte man mit bestimmtem Vorwurf von deinem Vater sprechen. Heute kann das niemand. Niemand kennt ihn. Und ich bin ihm dankbar, denn er hat dich mir gegeben. Und du, du musst ihm auch dankbar sein, denn du wärest ohne ihn nie geboren. Keine andere Frau hätte dich gebären können. Nur dein Vater und ich konnten deine Eltern werden. Nach langem Kampfe trat erschlaffende Müdigkeit ein. Die Stille wirkte auf alle lähmend. Der Gemeindeschreiber stützte den jetzt fiebrig roten Kopf auf beide Hände und schaute auf die im flackernden Licht wie gierige Zungen bewegten Fasern der Tischplatte. Jede Zunge zischelte in giftiger Schärfe einen Vorwurf. Jeder traf. Und wieder, zum unzähligsten Male, zog in einer Minute eine Reihe von Bildern an ihm vorüber.

Seine Frau war kaum vom dritten Kind genesen, als ihr Vater, der auswärts wohnte, krank wurde. Das kleinste Kind nahm sie mit, als sie, ihn zu besuchen, wegfuhr, die beiden anderen blieben zurück. Um ihm die Haushaltung zu be-sorgen, kam Marianne ins Haus. Sie war den Kindern ein liebes Pflegemütter-chen und sorgte mit Hingabe für ihn. So kam es, dass er sie eines Tages in die Arme schloss — und dann folgten Stunden gemeinsamen Glückes, das sie in sorgloser Selbstverständlichkeit genossen. Erst als sie sich Mutter fühlte, kam für beide ein erschrecktes Erwachen — aber bald wandelte es sich in stille Freude. Ihre Liebe also würde eine Frucht tragen, die sie fürs Leben zusammenhalten sollte. Das Verschweigen des Vaters wurde nicht auf sein Verlangen abgemacht, sondern ergab sich als gemeinsamer Wunsch.

Draußen war es düster geworden. Die Luft wurde drückend schwül und schien ganz unbewegt. Nur in der Höhe herrschte Wind, der massige schwarze

Gewitterwolken spielend vor sich her trieb. Blitze leuchteten kurz und blendend auf, ohne dass man Donner hörte. Immer näher und tiefer kamen die Wolken und rascher folgte Blitz auf Blitz und von fernher, zuerst noch wie dumpfes Rauschen, hörte man den Donner. Das ganze Naturgeschehen wuchs zu drohender Größe und beklemmender Unbehaglichkeit.

Als Marianne aus der Erschlaffung aufwachte, erhellte ein Blitz das Zimmer. Steil richtete sie sich im Bette auf, drehte sich um, warf sich mit der Brust auf das Lager zurück und wühlte das fast unkenntlich entstellte Gesicht in das Kissen, das Schluchzen erstickend.

Jetzt strich Wind um das Haus. Laden wurden zugeschlagen und Scheiben klimmten in lockeren Rahmen. Der Donner überdröhnte alles, und die Blitze flammten gespenstig. Platschend fielen die ersten Tropfen, einzeln hörbar, bis der Einzellaut im Zusammenrauschen der Zahllosigkeit aufging. Das war eine so gewaltige Musik, die aus dem Innern der Erde zu kommen schien, die so gleichmäßig anhielt, dass man an gar kein Ende dachte. Wie die befehlende Stimme eines Gottes sprach der Donner, und die Blitze zuckten wie seine peinigende Peitsche.

Der Gemeindeschreiber ging unruhig im Zimmer hin und wieder. Überall sah und hörte er Anklage. Aber er wusste, dass diese nur er verstand. Keiner kam und konnte sie urteilsfördernd ihm entgegenschleudern. Niemand wagte seine Ehre zu betasten, und das Weib, das seinetwegen litt, litt gerne, denn es wurde dadurch Mutter. Plötzlich aber sah er diese Mutter mit ihrem Kinde tot daliegen. Ihm graute. Er rieb sich die Augen, aber das Bild wich nicht. Es wurde immer deutlicher. Ja ganz genau so würde Marianne aussehen, wenn sie tot wäre. Schön immer noch, aber ganz blass und zart. Die leicht bläulichen Lippen leise geöffnet, dass man die weißen Zähne sehen könnte, ganz so wie im Schlaf. Aber die Brust war still und über die Lippen strich kein Hauch. So sah er sie. Ob er die Augen schloss oder durchs Fenster in den Regen schaute, gleichgültig, so sah er sie. Er sehnte sich nach ihrem Stöhnen, nur um die Unwahrheit des Bildes zu erkennen. In endlose Zeit dehnten sich für ihn die Minuten. Er kämpfte. Sollte er gehen, die Tür aufreißen und die Gebärende umarmend um Verzeihung bitten? Sollte er der Hebamme befehlen, sein Kind entbinden zu helfen? Sollte er — sollte er? Eine Sekunde machte aus dem Sollen ein Müszen, und dann trat er bis zur Türe. Die nächste Sekunde führte ihm Frau und Kinder, Amt und Stellung vor Augen und verwandelte das Müszen in ein Nichtdürfen. Einmal hätte er, Befreiungfordernd, aufschreien mögen, dann wieder stellte er seinen Gang ein und hielt den Atem zurück, um die Leidende nicht an sein Hiersein zu erinnern.

Marianne hob das Gesicht aus dem Kissen. Die Freundin half ihr, sich auf den Rücken zu legen. Sie war ganz ruhig geworden und schaute mit großen, weit hervorstehenden Augen sich im Zimmer um. Die Hebamme war auf einem Stuhl eingeschlafen. Marianne sah sie an. Ihr Blick war ganz Bitte. Die Alte erwachte darunter. Mit gleichgültiger Müdigkeit schaute sie zum Bett hinüber.

„Willst du's nun sagen? Es wäre gut, wenn ich helfen könnte. Seinerzeit bei dir war es auch nötig.“

„Ich kann nicht.“

Die Freundin nahm ihre Hand und streichelte sie beruhigend, aber sie wiederholte die Bitte. Umsonst.

Nun strafften sich die Züge im Gesicht der Liegenden und die Augen glänzten belebt. Keinen Blick wandte sie von der Hebamme, als sie mit erregt-hastiger Stimme mit ihr zu sprechen anfing.

„Glaubt ihr, dass ich sterben werde?“

„Ich weiß nicht.“

„Aber glaubt ihr? Wie die Mutter?“

„Nein, du bist stärker. Aber man kann nie wissen. Und deine Mutter hätte dich nicht ohne mich gebären können.“

„Aber sie ist trotzdem gestorben!“

„Ja, aber erst einige Tage später. Sie war eben sehr schwach und du warst ein schweres Kind.“

„Aber glaubt ihr, dass ich sterbe, wenn ihr mir nicht helft.“

„Ich weiß nicht. Deine Wehen waren sehr stark. Leicht wirst du es nicht haben. Auch wenn ich helfe.“

„Und das Kind? Wird es leben, auch wenn ich sterbe?“

„Vielleicht.“

„Nein, dann darf es auch nicht!“

Marianne richtete sich auf, stützte beide Hände an den Bettrand, neigte sich nach vorn und sprach heftig gegen die Alte hinüber.

„Nein, dann darf es auch nicht. Was soll es ohne Mutter? Keinen Vater und keine Mutter, nein. Gell, wir können zusammen leben oder zusammen sterben!? Nur, um es ganz zu haben, darf ich den Vater nicht nennen. Es braucht mich, habe mich so gefreut und habe mich schon so gefürchtet, es zu verlieren, wenn ich den Vater nenne. Man darf es mir nicht wegnehmen, aber es darf auch nicht ohne mich leben. Niemand kann mein Kind liebhaben wie ich, und mein Kind braucht die Liebe. Wisst Ihr, was es heißt, keine Mutter haben? Ich habe ein Leben daran gelitten und dieses Leid muss ich meinem Kinde ersparen. Ich will ihm die beste Mutter sein. Aber helft mir jetzt. Helft mir. Dürft ihr zusehen, wie vielleicht zwei Menschen sterben, nur weil ihr keine Hand rührst? Dürft ihr — oh, oh dürft ihr das? Wo ist euer Gott? Fürchtet ihr nicht seine Hölle? Hätte Gott nicht gewollt, dass ich ein Kind gebäre, warum hätte er es mir dann gegeben? Rettet das Kind und rettet mich, weil ein Kind ohne Mutter elend ist sein Leben lang. Hört ihr nicht? Hört ihr?! Warum bleibt ihr sitzen? Seht ihr nicht, wie das Kind von mir will und nicht kann? Helft ihm! Helft ihm. Kommt, kommt! Helft!“

Als sich die Hebamme nicht rührte, fasst sie die Decken, warf sie zurück, packte mit beiden Händen das Hemd am Kragen, riss es mit mächtigem Zug entzwei bis unten, glotzte mit großen Augen über den entblößten Leib, der von innen heraus erbebte, schrie laut auf, schlug mit Armen und Beinen um sich in wahnsinniger Verzweiflung und rang um das Leben.

Der Gemeindeschreiber saß im Nebenzimmer wieder am Tisch und hielt beide Hände an die Ohren gepresst. Aber die flammenden Zungen der Tischplatte wiederholten jede Silbe hundertmal. Und wenn er die Augen schloss, sah er immer wieder das Bild der Toten. Musste er nicht? Musste er nicht? Er

konnte nicht. Vielleicht würde sie doch davon kommen. Und wenn sie wirklich sterben sollte, würde sie nicht auch vielleicht trotz der Hilfe — wie ihre Mutter —. Und dann hätte er sich vernichtet, sich und seine Frau, seine Kinder und dieser hier doch nicht geholfen. Nein, er konnte nicht. Wenn sie es nicht tat, dann durfte er auch nicht.

Die Leidende heulte. Die Haare waren in nassen Strähnen an den Leib gepappt. Die Freundin strich sie aus dem Gesicht und trocknete den Schweiß. Die Hebamme war auch ans Bett getreten, aber sie berührte sie nicht. Sie sprach unverstandene Worte von Wollen und Nicht-dürfen, schien nur kaltes Gesetz zu sein, das nicht von Menschen kam und nicht zum Menschen ging, stand da, als dämonische Macht, die durch Mitleid nur entstellt, nicht verschönert wurde, stand als lebenverachtend. Die bittende Freundin stieß sie von sich.

Marianne kämpfte ungeheuer. Der Körper wälzte sich gepeitscht und gepeinigt. Ihre Nägel gruben sich ins Fleisch und krallten es blutig auf. Blut floss über das Gesicht, Blut entrann den Brüsten und Blut sickerte aus dem Leib. Sie war nicht zu halten. Sie bäumte sich auf und sank zusammen. Richtete sich einmal ganz auf und stand groß da, stürzte und schlug in schwerem Fall den Kopf auf den Boden, dass sie besinnungslos liegen blieb: die beiden Frauen legten sie ins Bett zurück.

Nun war es wieder still. Nur der Körper schaffte, als ob er sich teilen wollte.

Die Freundin weinte von unaussprechlichem Weh erfasst. Bat mit eindringlichen Bitten die Alte zu helfen, aber umsonst.

Als der Mann in der Stube den Schlag gehört hatte, erschauerte er und blieb einige Minuten bewegungslos und starr, jeder bestimmten Vorstellung beraubt. Er wusste nur, dass unsagbar Ungeheuerliches geschah. Als er sich fassen konnte und nun die Stimmen der beiden Frauen hörte, stand er auf und klopfte an die angelehnte Tür.

Die Hebamme kam zu ihm.

„Ist es noch nicht da?“

„Nein.“

„Glaubt ihr, dass sie's überlebt?“

„Wenn ich nicht helfen kann, kaum!“

„Dann müsst ihr doch — ich werde die Verantwortung auf mich nehmen.“

Als die Alte in die Kammer zurückkam, lag Marianne immer noch bewusstlos. Das Kind aber schien nach dem Leben zu drängen.

Mariannens Atem wurde immer schwächer — die Sinne nahmen ihren Dienst nicht mehr auf — und ihr Leben war erloscht noch ehe das junge Leben selbständig zu atmen anfing.

Ihrem toten Leib entnahm die Hebamme ein Büblein.

Der Gemeindeschreiber sagte, sie soll es ihm ins Haus bringen, Marianne habe ja auch für seine Kinder gesorgt. —

EMIL HESS